

ORA ET
LABORA

Bete
und
Arbeite!

St. Peters Bote.

Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung.

U. I. O. G. D.

Auf daß
in Allem
Gott
verherrlicht
werde!

23. Jahrgang
No 12

Münster, Saal., Donnerstag, den 26. April 1928

Fortlaufende No.
1260

Welt-Rundschau.

Wieder ein Kapitel aus der Kriegsschuldfrage

Der jugoslawische Bauernführer Raditsch mag ein guter Redner und ein ausgezeichneter Agitator sein — und allem Anschein nach ist er das noch viel mehr. Aber eines ist er nicht: ein guter Diplomat. Das soll aber nicht zu seiner Unruhe ge- sagt sein. Denn zu einem guten Diplomaten gehören in unseren Zei- ten — und mehr oder weniger wird das immer so gewesen sein — Eigen- schaften, die durchaus nicht emp- fehlenswert sind. Und wenn ein guter Diplomat in den Himmel kommt, so wird das wohl bloß auf langen Umwegen geschehen können. Deshalb ist es gut, daß letzten ein Diplomat im Amte stirbt, sondern meist lange vor seinem Tode abhandelt oder abhandelt wird, so daß er Zeit und Gelegenheit hat, in sich zu gehen und Ruhe zu tun.

Das Raditsch kein Diplomat ist, haben wir erst letzte Woche gesehen. Da hatte er in einer öffentlichen Ver- sammlung in die Welt hinausge- schrien, daß Mussolini von Italien zum Kriege rufe, um Dalmatien von Jugoslawien loszureißen, und was Jugoslawien tun müsse, um das zu verhindern. Daß er Mussolini's Ab- sichten erraten hat, braucht man gar nicht zu bezweifeln. Aber ein edler Diplomat hätte statt dessen öffentlich über die Friedensliebe Mussolinis und die unerlöschliche Freundschaft zwischen Italien und Jugosla- wien gesprochen, im Geheimen aber auf die Vereinfachung der mussolini- schen Pläne hingearbeitet.

Die Welt davon wahrscheinlich gar nichts erfahren. Und wäre die Na- tur nicht davon dennoch in die Desperi- tät gedrungen, so hätte die Au- ße, womit das Parlament sie aufge- nommen hätte, am besten für die Unrichtigkeit derselben gesprochen. Der Unschuldige, der ein gutes Ge- wissen hat und dessen Leben Zeug- nis von seiner Unbescholtenheit ab- legt, braucht wegen einer Verleum- dung nicht aus dem Häuschen zu kommen. Eine einfache Feststellung, ohne Aufregung vorgebracht, genügt, um die Gutgesinnten von seiner Un- schuld zu überzeugen. Er kam hier- in den göttlichen Seiland nachahmen, den die Juden beschuldigt hatten, daß er einen Teufel habe. Er antwor- tete: „Ich habe keinen Teufel, son- dern ich ehre meinen Vater, ihr aber habt mich entehrt“ (Job. 8, 49).

Auders liegt es mit solchen, die ein böses Gewissen haben. Dieses sitzt tief in ihm wie ein böses Ge- spinnst, das man nicht antreiben darf. Die leiseste Anspielung auf das vergangene Verbrechen bringt sie in Dornen, Schreden und Jory ergeben sich in Bittausdrücken. So verraten sie selbst ihre Schuld. Das ist es, was bei den Worten Raditsch in der Stupischina zu Belgrad ge- scheid. Obgleich das schreckliche Ge- heimnis bereits allgemein bekannt ist, so zwingt dennoch die allgemeine Lage der Dinge die Schuldigen im- mer noch, den Tatbestand vor der Welt abzuleugnen. Aber das böse Gewissen macht es ihnen unmöglich, das mit Ruhe und Würde zu tun. Die unwürdige Szene im Abgeord- netenhause ist der beste Beweis, daß Raditsch die Wahrheit gesagt hat, als er behauptete, Serbien habe ab- sichtlich den Krieg entfesselt.

Erdbeben

Die in den letzten paar Wochen gemeldeten Erdbeben, deren schwin- nendes das in Smyrna war, scheinen bloß die Einleitung zu einer Perio- de von Erschütterungen gewesen zu sein.

In der Provinz Arequipa im süd- lichen Peru, Südamerika, ereigneten sich gegen Mitte des Monats für mehrere Tage zahlreiche und heftige Erschütterungen, wobei zehn Per- sonen ums Leben kamen.

Die übrigen Erschütterungen be- schränken sich auf den Balkan und teilen sich in drei Abschnitte. Das erste Erdbeben am 14. und 15. Apr. verübte im südlichen Bulgarien nur eine kleine Fläche von etwa 15 Meilen im Umfange, in welcher die Stadt Schirpaz liegt. Dieser Ort wurde fast ganz zerstört; in ähn- licher Weise litten einige kleinere Or- te. 50 Personen verloren ihr Le- ben.

Das nächste Erdbeben am 18. und 19. April, welches das erste an Aus- dehnung und Heftigkeit weit über- trat, hatte die Gegend von Philippo- polis in Bulgarien zum Mittel- punkt und tat abermals in Bulgari- en den größten Schaden. Philippo- polis und Verrisongrad sind fast ganz vernichtet, viele Gebäude sind eingestürzt. 8000 Menschen sind ver- dachtlos und 100 Personen wurden getötet. Aber die Stöße wurden diesmal in weit entfernten Gegen- den gespürt, in Bulgarien, Mazedo- nien, Jugoslawien und Rumänien, und richteten überall Schaden an. Eine Gegend in Bulgarien, zwischen Sastkovo und Givresis änderte völ- lig ihr Aussehen. Hunderte von Quellen, die lange untätig gewesen waren, öffneten sich wieder, viele der- selben sprudelten heißes Wasser her- vor. Vielerorts entstanden lange u- breite Risse im Erdboden.

Das dritte Erdbeben fiel auf das südliche Griechenland am 23. April und hauchte am schlimmsten in und um Korinth. Wenn die Zahl der Toten, soweit bis jetzt bekannt ist, 30 nicht übersteigt, so liegt der Grund in den vorhergehenden, oben erwähnten Erschütterungen. Die Nachricht davon hatte sich über ganz Griechenland verbreitet, und beim ersten Anzeichen stürzten sich die Leute, oft bloß halb bekleidet, ins Freie. Die Zahl der Obdachlosen in Korinth und den benachbarten Or- ten beziffert sich auf 16.000. Die meisten Häuser sind eingestürzt oder doch unbewohnbar. Bei Loutra öffnete sich ein langer und breiter Riß in der Erde. — Ein Telegra- phenmast in Korinth blieb auf seinem Posten und fuhr fort, Silberfäden aus- zustrahlen, bis das Gebäude zusam- menstürzte und ihn lebendig in den Ruinen begrub.

Soziale Fastenbetrachtung

Von Dr. Johannes Meißner.

(Fortsetzung.)

Die soziale Frage drängt immer mehr zu einer endgültigen Entschei- dung. Der Klassenkampf droht in neuen, gewaltigeren, schärferen For- men. Sein Ausgang ist ungewiß. Freilich, es ist schon so oft gesagt worden, daß die Gesellschaftsord- nung in ihren Grundlagen bedroht ist, daß man es fast nicht mehr glauben will oder sich doch daran schon gewöhnt hat, wie sich jene an das unterirdische Grollen des Vulkans gewöhnt haben, deren Hüften an dem Bergang stehen, dessen Spitze rauchend seine unablässige Tätigkeit anzeigt; auch, meint man, haben wir einmal eine so starke Erschüt- terung der gesellschaftlichen Ordnung überstanden, daß es auch in Zukunft nicht so gefährlich werden kann. Frei- lich wird von der anderen Seite die- se „Ordnung“ verhöhnt, werden auch katholischerseits Stimmen laut, die diesem Hohn die Berechtigung nicht absprechen. Dabei ist ihr Gedanke, Ordnung befände ja erst, wenn einmal die Lösung der sozialen Frage vollkommen wäre, das heißt, wenn diese Frage für die Gesellschaft über- haupt nicht mehr bestünde.

Da Mr. Keilly und seine Familie katholisch waren und Badena keinen kathol. Friedhof besitzt, so wurden die Beerdigungen am Dienstag in Watton, dem nächsten katholischen Orte, von Hochm. P. Theodor, S. S. V., bestritten. Bevor sie dahin abgeführt wurden, hielt der Hochm. P. Theodor in der großen Halle der Kriegsveteranen den See- lenamtendienst für die Verstorbenen. Freunde von Badena begleiteten die Leiche nach Watton und lungerten als Leidensgenossen.

Einwanderer sind voll Zurecht

Während man in manchen Krei- sen auf immer neue Mittel und Wege sucht, um die britische Einwande- rung nach diesem Lande noch weiter- gehend als bisher zu stützen und zu ermutigen, ergießt sich unaufhaltbar ein stetiger Strom von Einwande- rern aus dem europäischen Konti- nent nach dem kanadischen Westen. Diese Leute kommen ohne Unter- stützung, zahlen den vollen Preis für die Ueberfahrt und sind entschlossen, ihre ganze Kraft einzusetzen, um in der neuen Heimat ihr Fortkommen zu finden und sich und ihren Fam- ilien wirkliche Heimstätten zu erar- beiten.

Am 22. April war wiederum der Dampfer „Luringia“ der Hamburg Amerika-Linie in Halifax fällig. Er führte etwa 300 Passagiere an Bord, neben überwiegend Deutschstämmi- gen auch Oesterreicher, Tschechosla- waken, Rumänen und eine Anzahl Irländer. Wiederum befanden sich unter den Reisenden auch solche Landwirte, die mit der Absicht nach Kanada kommen, alsbald im Mit- telwesten Farmland anzukaufen. Die Leute machten ausnahmslos einen vorzüglichen Eindruck. Vor al- lem die Männer zeigten sich durch- aus Ueberfährt erfrischt, waren voll Zurecht und waren wohl am lieb- sten gleich an die Arbeit gegangen. Kein Zweifel, daß die landwirtschaft- liche Bevölkerung des Westens mit diesen Leuten wieder wertvollen Zu- wachs erhält. In Fort William wird ein Beamter der „Sopag“ die Einwanderer in Empfang nehmen und ihnen mit zweckdienlichen In- formationen und der notwendigen Fürsorge an Hand geben. Wir ent- bieten den unternehmungslustigen Neuankommenden ein herzlich willkommen!

Gold auf Reisen

Wer es bekommen könnte, will es nicht; wer es möchte, bekommt es nicht. Was ist das? Dieses Rä- tel könnte auf vieles passen. Aber wenn einer von dem Schicksal des russischen Goldes, das eben auf Rei- sen ist, nichts weiß, so würde er nie- mals erraten, daß es Gold sein könn- te. Denn seitdem die Menschen an- gefangen haben, das Gold so hoch einzuschätzen und es zur Basis ihrer Umtauschmittel zu machen, war es überall willkommen. Schon die Al- ten haben den Ausspruch getan, daß

keine soziale Frage mehr gäbe. „Machte nicht Christus dieses leiden, um so in seine Herrlichkeit einzuge- hen?“

Für die christliche Sozialreform sind diese beiden Tatsachen, von denen die christliche Gesellschaftslehre ausgeht, von allergrößter Bedeutung. Denn sie bewahren die- selbe vor jeder Utopie und sichern ihr jenen christlichen Realismus, der den offenen Blick für die harten und leidvollen sozialen Tatsachen mit entschlossenem Zugriff auf die un- mittelbaren Aufgaben der Gegen- wart vereint, und dem jene Weite des Blickes und jenes tiefe Wissen um die Hand Gottes in aller Ge- schichte eigen ist, die nie auf Au- genblickserfolge verfallen läßt, die, auf die Dauer gesehen, gerade jene schädigen, denen geholfen werden soll.

So bleibt alle christliche Sozial- reform, die ihre christlichen Grund- lagen recht versteht, gleichweit ent- fernt von Utopie wie von Radika- lismus, die beide ins Leere treffen. Fern von Utopie. Utopie ist die Verleugnung der gegenwärtigen so- zialen Wirklichkeit, ist die Verleug- nung sittlicher Aufgaben innerhalb derselben, ist Kritik der Gegenwart und tatenloses Schauen in erstarb- ene Vergangenheit oder erträumte Zukunft. Als gäbe es eine Vergan- genheit, in der die soziale Frage nicht bestanden hätte. Im Mittel- alter? Nur wer die Sozialgeschichte nicht kennt, kann sagen, daß es kei- ne soziale Frage hatte. Und je weiter wir zurückgehen in die Vergan- genheit, in die Zeit der absterben- den Antike (des Altertums) oder der blühenden Demokratie (Grie- chenlands oder der großen Städte am Nil oder Euphrat, überall finden wir die soziale Frage, bald schär- fer, bald milder. Es ist die Erbs- chuld mit ihren Folgen, die die Ge- sellschaft durch die Jahrhunderte trägt, wie der einzelne durch sein Leben. Und hatte sie in der Kraft des Christentums in Mittelalter die milderen Formen erreicht, das Mi- ttelalter kann doch nicht ein absolut gültiges Ideal sein für alle Zeiten, es war die Lösung des sozialen Pro- blems aus den sittlichen Kräften der christlichen Gesellschaft auf Grund der Verhältnisse, in die sie gestellt war. Ganz gleich ist aber jede Ge- sellschaft vor besondere Verhältnisse und vor besondere Aufgaben gestellt und hat sie zu lösen mit den Mit- teln, die ihr gegeben sind und mit den sittlichen Kräften, die sie aufzu- bringen hat, aufzubringen freilich aus jenem Geiste, der im Mittelal- ter so lebendige Wirklichkeit ge- worden war. Es gehört zum Wesen christlicher Sozialpolitik, Realpolitik zu sein, das heißt, die Verwirkli- chung der sittlichen Ideale in der heute und jetzt bestehenden Wirklich- keit als christliche und katholische Aufgabe zu erkennen. Alle Roman- tik, die die Vergangenheit idealisiert und verabsolutiert, widerspricht die- sem christlichen Realismus.

Ferne von Radikalismus. Die Gefahr des Radikalismus ist nicht gering. Das soziale Elend ist groß, die Lage dauernd aufs äußerste ge- spannt, die gegenwärtige Gesellschaft scheint der großen Aufgabe nicht ge- wachsen zu sein; ist es doch, als ob gerade jene, auf die es ankam, sie überleben oder bewußt leugnen woll- ten. Warum da nicht gleich die alt- gewordene Gesellschaft und ihre Ord- nung (Fortsetzung auf S. 4.)

(Fortsetzung auf S. 4.)

(Fortsetzung auf S. 4.)